

/"Ngugr tqdg"/

"

CAROLA HERBST
Weiße Geheimnisse

Edition Godewind Verlag

1 Ankunft

Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Juli 1816

Die Silhouette des Reiters zeichnete sich vor dem schwindenden Licht der Dämmerung ab. Das Pferd war müde. Hals und Flanken bedeckte angetrockneter Schweiß, dessen herbe Süße die Abendluft würzte. Unwillig gab das Tier durch dauerndes Kopfnicken zu verstehen, dass eine Rast längst überfällig sei. Aber dem Reiter entging der stumme Protest. Er döste vor sich, schien gar einzuschlafen, denn das Kinn sank ihm immer öfter gegen die Brust.

Als das Pferd kurz einknickte, weil es mit dem rechten Huf der Vorderhand in eine Unebenheit geraten war, schreckte sein Reiter hoch.

„Hast ja recht, mein Guter“, murmelte er schlaftrunken, „wir sind mal wieder viel zu lange auf der Straße, aber heute wird unsere Mühe belohnt. Nur zu, mein Guter, wenn wir den nächsten Hügel genommen haben, müssten wir es sehen können.“

Aufmunternd tätschelte er seinem Pferd den Hals. In diesem Moment dürfte es Witterung von Artgenossen aufgenommen haben. Es straffte den Körper und beschleunigte seine Schritte, ohne dass es der Aufforderung des Reiters bedurft hätte.

„Oha, du hast wohl Hafer und Kleie in der Nase, was? Dann komm, lass uns einkehren!“ Der Reiter schnalzte mit der Zunge, nahm die Zügel auf und verlagerte sein Gewicht im Sattel, als Umriss eines großen Herrenhauses aus dem Schatten der lauen Sommernacht wuchsen. Die überraschend aufgetauchte Aussicht auf lange vermisste Annehmlichkeiten mobilisierte bei Ross und Reiter nicht mehr vermutete Kraftreserven. Freudig wiehernd fiel das Pferd in eine schnellere Gangart. Die letzte Wegstrecke legte es sogar im Galopp zurück.

Hufgetrappel und aufgeregtes Hundegebell auf dem Wirtschaftshof des Rittergutes derer von Klotz rissen den Verwalter Hermann Stein aus seinen Gedanken. Sie fielen jedes Mal über ihn her, sobald er sich in das Arbeitszimmer des Verwalterhauses zurückzog. Seit dem frühen Nachmittag hatte er das Zahlenwerk der Bücher aufaddiert. Er hatte den Vierteljahresbericht für seinen Dienstherrn fertigzustellen. Und nun – angesichts der Zahlen, die schwarz auf weiß in den Büchern geschrieben standen – fand er seine schlimmen Erwartungen bestätigt. Stein stellte sich vor, wie Friedrich Graf Klotz, Grundherr von Hohen-Lützwow, auf den neuen Bericht reagieren mochte und weil er seinen Dienstherrn gut kannte, beschlich ihn Unbehagen.

Als der Lärm durch das offene Fenster zu Stein hereinwehte, sprang der drahtige Mann auf und griff unwillkürlich nach seinem Jagdgewehr.

„Verdammt, wer könnte das sein?“, fragte er halblaut. Erst jetzt wurde er sich der Waffe bewusst, die kalt und schwer in seinem Arm lag.

Die Zeit der Besetzung des Herzogtums durch napoleonische Truppen und die Wirren der Freiheitskriege hatten alle Bewohner des Gutes, der umliegenden Dörfer und Bauernstellen gelehrt, wachsam zu sein. Und es war noch gar nicht lange her, da kursierten in der Gegend beunruhigende Berichte über Banden von Brandschatzern. Solche marodierenden Haufen setzten sich oft aus Landstreichern und Vagabunden zusammen, die der Krieg entwurzelt und zu Verbrechen gemacht hatte.

Jede Abweichung des normalen Tagesablaufes wurde wahrgenommen, hinterließ Spannungen, die nur langsam verebbten. Und Gäste zu dieser Tages- bzw. Nachtzeit gehörten gewiss nicht zum Alltag von Hohen-Lützwow.

Entschlossen wandte sich Hermann Stein der Tür zu, bereit die Ursache für den nächtlichen Aufruhr zu ergründen. Er fasste den schwergängigen Riegel ins Auge, der längst hätte gefettet werden müssen. Doch als er nach ihm griff, sprang der auf und die Tür wurde wie von Geisterhand aufgerissen. Stein stockte der Fuß und im nächsten Augenblick prallte er mit der fülligen Köchin zusammen.

„Herrje, Elsi! Musst du mich so erschrecken“, entrüstete er sich, als er merkte, von der Frau im Nachthemd gehe keine Bedrohung aus. Alarmiert wegen ihres absonderlichen Betragens fragte er

barsch: „Was ist da draußen los und wieso rennst du mich fast um?“

Elsi Schulz rappelte sich auf, kontrollierte mit einem hastigen Griff den Sitz ihrer Haube, dann fiel ihr Blick auf den matten Glanz des Gewehrlaufes und den Gesichtsausdruck des älteren Mannes. Ihre Augen weiteten sich.

„Um Gottes willen, Herr Stein, machen Sie sich nicht unglücklich . . .“, brachte sie heraus und rang die fleischigen Hände.

Steins Mienenspiel wechselte von Ärger in Erstaunen. Elsi schien einzusehen, sie schulde dem Verwalter eine Erklärung für ihren stürmischen Auftritt. „Denken . . . Sie sich nur“, stammelte sie und ihre Rehaugen begannen zu strahlen, „denken Sie sich nur, der junge Herr ist angekommen!“

Erleichtert stellte Stein die Waffe zurück und machte sich unverzüglich auf den Weg zum Pferdestall. Der Köchin erteilte er überflüssigerweise den Befehl, ein Nachtmahl für den Spätankömmling herzurichten. Elsi winkte nur ärgerlich ab und stob in Richtung Küche davon.

„Der junge Herr von Klotz“, brummte Stein nachdenklich. Was mochte den Grafensohn bewogen haben, eine so späte Stunde für seine Ankunft zu wählen – es war ja quasi mitten in der Nacht? Dem Verwalter kam die Angelegenheit äußerst seltsam vor.

Bereits vor drei Wochen hatte Stein damit gerechnet, dass der Graf in einem Brief mitteile, Johann von Klotz wolle seine vorleistungsfreie Zeit auf Hohen-Lützow verbringen, jedoch als der Brief ausblieb, war er davon ausgegangen, dieses Jahr habe der junge Herr andere Pläne. Es war nicht ungewöhnlich, auch auf Gütern Erfahrungen für den Beruf des Landwirtes zu sammeln, die nicht zum eigenen Besitz zählten. Und der Graf dürfte über beste Kontakte verfügen, seinen Sohn an erste Adressen zu vermitteln.

Steins Dienstherr und auch dessen ältester Sohn Johann, der Erbe des Grafen, hatten Besuche auf Hohen-Lützow ausnahmslos angekündigt, Überraschungen liebte der Graf nicht. Stein waren keine weiteren Familienmitglieder der Herrschaft persönlich bekannt, aber er wusste, die Familie bewohne in der großherzoglichen Residenz Ludwigslust ein respektables Anwesen.

Zerknirscht erinnerte er sich, welche Aufregung unter den Mägden geherrscht hatte, sobald ein gräflicher Aufenthalt bevorstand. Die Putzwut grassierte wie eine Seuche und steckte alle an, die ihren

Dienst im Herrenhaus ableisteten. Tagelang durfte kein männliches Wesen die gespänten und gebohnerten Dielen der Bibliothek und des Salons betreten. Sogar sein Arbeitszimmer im bescheidenen Verwalterhaus hatte das diktatorische Putzvolk auf den Kopf stellen wollen. Durch das herrschaftliche Haus waren Düfte von Hirschbraten und Hefekuchen geweht. Frisches Brot war gebacken worden, natürlich aus extra fein gemahlenem Weizenauszugsmehl, weil der Herrschaft das hier übliche Schrotbrot nicht zuzumuten war. Und zu guter Letzt war sogar das zum Herrenhaus gehörende Aborthäuschen von bisher geduldeten Bewohnern gesäubert worden. Die fleißigen Spinnen waren jedoch so dreist, bereits neue Netze zu weben, bevor ein herrschaftliches Auge einen Blick auf den einwandfreien Zustand des Örtchens hätte werfen können. Zumindest war es dann immer frisch gekalkt und auf eine neue Grube gesetzt worden.

Desto lebhafter die Erinnerungen aufstiegen, umso ungewöhnlicher erschien die nächtliche Ankunft des jungen Herrn. Steins Gedanken drifteten zurück zu den Büchern, Argwohn machte sich breit und bot Anlass zu Spekulationen: Sollte der Graf seinen Sohn als Aufpasser geschickt haben, damit ihm, Hermann Stein, Versagen bei der Verwaltung und Leitung des Gutes nachgewiesen werde? Musste er sich darauf einstellen, der junge Herr schaue ihm ab sofort über die Schulter?

Stein war ein erfahrener Mann. Er verstand sein Fach. Von Kindesbeinen an war er mit dem Betrieb von Landgütern vertraut und hatte den Beruf des Landwirts von der Pike auf gelernt. „Nun, der Graf hat mich zum Verwalter seines Gutes gemacht, weil ich hervorragende Referenzen vorzuweisen habe“, sagte er halblaut, sich Mut zusprechend. Unwillkürlich nahm er die Schultern zurück. Zugleich kam er nicht umhin, sich einzugestehen, Hohen-Lützwow und die bereits einige Jahre andauernde Agrarkrise seien Herausforderungen, an denen er ebenso gut scheitern könnte. Kurz darauf wischte er die unerfreulichen Gedanken fort. Eben wurde ein Tor des Pferdestalls geöffnet. Ein freundlicher Lichtkegel fiel auf den Wirtschaftshof. Stein beschleunigte seine Schritte und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Dinge, die ihn dort erwarten sollten.

Die Luft im Stall war im Gegensatz zur frischer gewordenen Nacht angenehm warm und mit den Gerüchen von Dung, Häckselstroh und Pferdeschweiß angefüllt. Zwei Stalllaternen beleuchteten

den Mittelgang, sie ließen kaum Licht durch die Tiefen der Boxen dringen. Die Tiere waren unruhig und streckten neugierig die Köpfe vor. Einige stampften ungeduldig und schüttelten sich, drückten so ihren Unmut über die nächtliche Störung aus.

Der Beschäler gebärdete sich wie wild und warf sich in Posen, die jedem Artgenossen unmissverständlich klarmachen sollten, wer hier der Chef sei.

Einige Boxen vom Hengst entfernt stand ein fremdes Pferd. Sauber abgerieben kaute es zufrieden an seinem Hafer.

Stein piffte durch die Zähne und bewunderte das schöne Tier. Auf die Schiefertafel der Boxentür hatte der Großknecht mit eckigen Buchstaben den Pferdenamen „TIZIAN“ notiert.

„Tizian, so ein schöner Name für so ein schönes Pferd, *du* bist aber auch ein Prachtbursche“, säuselte Stein. Er berührte sanft die weiche Haut der Nüstern und streichelte Tizian den Nasenrücken, dabei murmelte er ununterbrochen weitere Schmeicheleien, die das Pferd jedoch nicht davon abbringen konnten, genüsslich weiterzukauen.

„Nicht wahr, man verliebt sich sofort in den Burschen“, sagte eine angenehme Stimme neben Stein. Der Verwalter fuhr herum und blickte in ein unbekanntes junges Gesicht. Dann glitt sein Blick über die Offiziersuniform, die der junge Mann trug. Stein merkte, wie ihm vor Verblüffung die Kinnlade herabsank, zumal er erwartet hatte, in der Stallung auf Johann von Klotz zu treffen.

Verdammt, dachte er, wie hat Elsi sich nur so irren können, und zweimal verdammt, woher hat das Frauenzimmer wissen wollen, wer der nächtliche Besucher ist?

Doch bevor Steins Misstrauen Gelegenheit erhielt, aus ihm einen reservierten Gastgeber zu machen, zerrte sich sein Gegenüber die Stulpenhandschuhe herunter, klopfte sich Schlamm und Staub von den Ärmeln der Uniform und sagte unter einer höflichen Verbeugung: „Verzeihen Sie, ich habe mich gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Franz Friedrich von Klotz, ich bin der zweitgeborene Sohn des Grafen. Ich muss mich für die späte Ankunft entschuldigen, aber die Aussicht auf eine weitere Nacht in zweifelhaften Unterkünften haben Tizian und mich bewogen, eine saubere Box und ein weiches Bett vorzuziehen.“ Franz von Klotz zuckte abtätigend die Achseln und tätschelte seinem Pferd liebevoll den Hals.

Hermann Stein zog erstaunt die Brauen hoch, dann beeilte er sich, den jungen Herrn wissen zu lassen, wen man vor sich habe: „Stein, Hermann Stein, Verwalter von Hohen-Lützwow, stets zu Diensten, gnädiger Herr.“ Er verneigte sich. Dann wurde ihm bewusst, sein Auftritt sei zu steif und förmlich gewesen und so fügte er einladend hinzu: „Ich freue mich, Euer Gnaden kennenzulernen! Wenn Euer Gnaden mit mir kommen wollen. Ich kann versichern, Ihr Pferd wird bestens versorgt, aber jetzt müssen wir uns erst einmal um Euer Gnaden kümmern. Die Köchin wartet bereits.“

Elisabeth Schulz hatte sich angekleidet und anlässlich des hohen Besuchs eine frische Schürze umgebunden. Nicht nur Leibesumfang und Körpergröße ließen die Köchin imposant erscheinen, auch die Art und Weise ihrer Bewegungen waren faszinierend. Elsi, wie sie auf dem Gut liebevoll genannt wurde, vermittelte immer und überall den Eindruck, genau zu wissen, was sie gerade tue. Sogar der Verwalter konnte sich der Faszination nicht entziehen und behandelte sie mit Respekt, obwohl sie zu den Leibeigenen zählte.

Die Küche des Herrenhauses war unangefochten ihr Reich.

Mit flinken Fingern stellte sie das Nachtmahl zusammen. Die dicke Kartoffelsuppe, die eigentlich für das Kleine Mittag des folgenden Tages gedacht war, wurde rasch mit süßer Sahne verfeinert. Ein Sträußchen taufeuchter Petersilie aus dem Kräutergarten zerfiel unter dem Wiegemesser in winzige Bröckchen. Zur Suppe gesellten sich heiß gemachte Würstchen, die noch bis vor kurzem im Buchenrauch gebraten hatten und keinesfalls für die Beköstigung hungriger Landarbeitermägden gedacht waren. Der ärgerliche Verlust der jungen Sau, die vor der Zeit hatte geschlachtet werden müssen, wog plötzlich nicht mehr so schwer. Vorige Woche, da hatte Elsi den Knecht noch gescholten, als der mit dem abgestochenen Schwein in der Küche aufgetaucht war. Die Lieferantin der unverhofften Fleischration hatte ihren neugierigen Rüssel in eine verlockend duftende Ritze gesteckt, die ihr leider zur Todesfalle geworden war.

Das würzige Raucharoma der Würstchen wird die einfache Suppe aufwerten, dachte Elsi. Sie kostete vorsichtig. Jedoch der Geschmack stellte sie nicht zufrieden, sie entschied, noch etwas Speck auszulassen und die Würfelchen unter die Suppe zu heben.

Wie gut, dass erst gestern gebacken worden ist, dachte sie, altba-

ckenes Brot ist nicht nach dem Geschmack des gnädigen Herrn.

Mit sparsamen Bewegungen butterte sie Brotscheiben und bestreute sie sorgfältig mit Salz. Kühles, echtes Bier, kein Obergäriges, sollte das Mahl abrunden.

Der große Tisch im Speisezimmer kam ihr zwar zu gewaltig für zwei Personen vor, sie meinte aber, er sei dem Anlass angemessen. Wann wurde das Speisezimmer mit seiner gediegenen Einrichtung schon benutzt?

Elsi war mit dem Tischeindecken keine Minute zu früh fertig, als sich die Eingangstür der benachbarten Halle öffnete. Die Köchin hörte Männerstimmen und baute sich zum Empfang neben der Tür auf. Zunächst kam ihr Stein unter die Augen. Da sie wusste, was sich bei der Herrschaft gehörte, sank sie unter einem Knicks zusammen und sah auf den gepflegten Dielenboden. In Erwartung eines bekannten Gesichtes erhob sie sich. Die Aufwärtsbewegung ihres fülligen Körpers geriet jedoch ins Stocken, als sie einen Offizier erblickte, der sich tatsächlich erdreistete den am Vortag gebürsteten Teppich mit schmutzstarrenden Stiefeln zu betreten.

Stein bemühte sich, nicht zu grinsen. Er bot dem Gast einen Stuhl an. Mit einem Blick auf Elsi, die mit offenem Mund dastand, stellte er zufrieden fest, ihm sei eine kleine Rache für ihre Falschmeldung gelungen. Doch eigentlich hatte Elsi Recht behalten. Franz von Klotz war und blieb ein junger Herr, nur nicht der, den man erwartet hatte.

Stein drehte sich zur Köchin um und sagte im Befehlston: „Elsi, hol für Leutnant von Klotz warmes Wasser und nach dem Essen zeigst du dem gnädigen Herrn das vorbereitete Zimmer.“

Elisabeth Schulz riss die Augen auf und machte den Mund zu. Beim Hantieren mit dem Geschirr zitterten ihr die Hände, jede Bewegung fiel steif und fahrig aus.

Johann von Klotz war bereits als kleiner Junge auf dem Gut in der Sommerfrische gewesen. Anlässlich dieser Aufenthalte hatte er Elsi regelmäßig als Mutterersatz angenommen, sie geradezu vergöttert. Elisabeth war unverheiratet und kinderlos geblieben und heute Nacht hatte sie sich darauf gefreut, Johann wie einen heimgekehrten Sohn verwöhnen zu dürfen.

Elsi hatte den Appetit des nächtlichen Besuchers richtig eingeschätzt. Franz griff beherzt zu und lobte den Wohlgeschmack der Speisen. Ihm

entging nicht, dass sich der Verwalter während ihrer Konversation zur politischen Lage und beim Austausch der üblichen Floskeln zum Wetter fortwährend unausgesprochene Fragen stellte. Nun, er musste Stein noch zappeln lassen, wo er selbst nicht wusste, warum er ausgerechnet hier auf Hohen-Lützwow seinen Vater treffen sollte.

Als Franz an diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen war, räusperte er sich und sagte beiläufig: „Mein Vater beabsichtigt in Kürze das Gut aufzusuchen. Er hat mich beauftragt, Ihnen seine Ankunft mitzuteilen.“

Steins Brauen flogen in die Höhe. Hastig griff er zum Bierkrug und versuchte seine Bestürzung mit dem herben Gerstensaft hinunterzuspülen. Als er den Krug absetzte, erwiderte er lediglich: „Sehr wohl, gnädiger Herr, ich werde alles Nötige veranlassen. Herr Graf werden sich wie immer auf Hohen-Lützwow wohlfühlen.“

Franz bemerkte plötzlich den Geruch seines eigenen Körpers und fühlte bleierne Müdigkeit in den Knochen, deshalb entgegnete er knapp: „Sehr gut! Ich danke Ihnen, auch im Namen meines Vaters, doch jetzt entschuldigen Sie mich bitte. Es ist an der Zeit, zu Bett zu gehen.“

Die Männer erhoben sich fast gleichzeitig.

Elsi trug die Kerze wie eine Monstranz vor sich her. Das Haus lag im Dunkeln. In der nächtlichen Stille war nur das Seufzen der Dielen unter ihren Füßen zu hören. Trotz ihrer Masse nahm sie die Treppenstufen mit Leichtigkeit und Franz schien es fast, als ob sie schwebe. Plötzlich erinnerte er sich an Geschichten über Geister und Gespenster, die seine Kameraden im Schlafsaal der Kadettenanstalt zum Besten gegeben hatten. Aber als er sich eingestand, Elsi würde sich nicht in weißen Nebel auflösen, wenn er sie in die Seite piekste, sondern erschreckt quieken, lächelte er in sich hinein.

Im oberen Stockwerk öffnete Elsi eine der vielen Türen, die sich auf einem langen Flur aneinanderreiheten. Sie huschte durch den dunklen Raum und entzündete die Kerzen eines dreiarmigen Leuchters. Das Zimmer wurde zwar nur mäßig erhellt, aber zum Auskleiden und Waschen mochte es reichen.

Franz lächelte ihr zu und bedankte sich höflich für das rustikale Nachtmahl und das frisch bezogene Bett.

Elsi war erstaunt, weil der junge Herr solche Dinge nicht für

selbstverständlich nahm. Auf der Stelle verzieh sie dem jüngeren Grafensohn, nicht Johann zu sein, und räumte ihm bereitwillig einen Platz in ihrem Herzen ein. Sie wünschte eine gute Nacht, knickste kurz und zog sich diskret zurück, so den Gast dem Schlaf überlassend.

Hermann Stein konnte nicht an Schlaf denken, aufgeschreckt und zutiefst beunruhigt lief er in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Die einzige Kerze, die noch im Leuchter brannte, flackerte jedes Mal, wenn sein Hin und Her die abgestandene Luft in Bewegung brachte. Von Tagwerk und Grübeleien erschöpft warf er sich auf einen Stuhl, der unter der plötzlichen Belastung ächzte. Stein stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch und fuhr sich mit den Fingern durch das ergraute Haar. Sein Blick fiel auf die säuberlich eingetragenen Zahlen der Bücher – und für einen winzigen Moment zog er Manipulation in Betracht, doch gleich darauf erschrak er über seine Gedanken.

Bevor Stein mit der Verwaltung des Rittergutes Hohen-Lützwitz betraut worden war, hatte er viele Jahre Güter in ähnlichen Größenordnungen geführt, und zwar sehr erfolgreich. Er hatte sogar vorgehabt, zu heiraten und ein eigenes Anwesen zu erwerben oder eine Pacht anzutreten. Doch die damalige Konjunktur hatte nicht nur die Getreidepreise, sondern auch die Preise für Landgüter und Pachten in die Höhe schnellen lassen. Stein hatte sich an den windigen Spekulationen mit der Ware Landgut nicht beteiligt, obwohl es für ihn ein Leichtes gewesen wäre, ein Gut mit geborgtem Geld zu erwerben. Wie vernünftig sein damaliger Verzicht gewesen war, sollte sich in den kommenden Jahren erweisen. Vor einem guten Jahrzehnt bereiteten Napoleons Eroberungsfeldzüge und einige aufeinanderfolgende schlechte Ernten der Konjunktur ein jähes Ende.

Aber es hatte auch das verlockende Angebot des Grafen Klotz gegeben. Dem erfolgreichen und viel umworbenen Landwirt Hermann Stein war die Verwaltung von Hohen-Lützwitz angeboten worden. Nicht nur die Vergütung, die ihm damals äußerst großzügig erschienen war, hatte ihn bewogen, die Verwaltung des Klotz'schen Besitzes zu übernehmen, vielmehr war es der gräfliche Pferdebestand gewesen. Stein liebte Pferde über alles! Gewiss, der Graf hatte Stein bei der Einführung in dessen neues Dienstverhältnis einige wichtige Details über die finanzielle Situation des Gutes ver-

schwiegen, doch Stein war zuversichtlich gewesen, es profitabel zu machen.

Sein erstes Jahr, das war 1805 gewesen, sollte jedoch für Ernüchterung sorgen. Die Ernte fiel schlecht aus. Die Kapitalgeber des Grafen, zumeist wohlhabende Ausländer, die vor den Auswüchsen der Französischen Revolution geflohen waren und in Hamburg eine neue Heimat gefunden hatten, kündigten ihre zu niedrigen Zinsen verliehenen Gelder. Der fern geglaubte Krieg konnte jederzeit losbrechen, und im Lande Mecklenburg wurde das gute schwere Geld knapp.

Die Erinnerung an jenen unseligen Tag war immer noch bitter: Der Graf hatte seinen neuen Verwalter in der allgemeinen Fröhlichkeit des Erntedankfestes beiseite genommen und beiläufig verlangt, die Pferde abzustoßen.

Der Schock saß tief. Hatte Stein anfangs noch gehofft, der Graf habe nur laut gedacht oder übermäßiger Alkoholkonsum habe dessen Sinne vernebelt, so belehrten ihn die folgenden Tage eines Besseren. Der Graf entnahm die Rücklagen des Gutes fast vollständig, der Verkauf der Getreideüberschüsse brachte nicht genug ein, um die steigenden Zinsen und einen erklecklichen Betrag für den Lebensstil der gräflichen Familie abzudecken. So wurde Stein gezwungen, wertvolle Zuchttiere zu verkaufen. Jedoch im Nachhinein musste er dem Grafen einen gewissen sechsten Sinn bescheinigen. Die Pferde konnten wegen der gesamtpolitischen Lage zu Höchstpreisen verkauft werden, so dass sich die finanzielle Situation des Gutes entspannte. Nicht auszudenken, wenn die Tiere in den folgenden Kriegsjahren ohne Entschädigung requiriert worden wären.

Damals stand Hermann Stein kurz davor, die Stelle aufzugeben, doch er ahnte, der Graf sei imstande, ihm ein schlechtes Zeugnis auszustellen. Es hätte seinen Dienstherrn ein Schulterzucken gekostet, unter der Ritterschaft Gerüchte zu verbreiten, die Steins untadeligen Ruf bis in alle Ewigkeit ruiniert hätten. Steins Vorgänger hatte ein solches „Schicksal“ ereilt und hatte den „Neuen“ für Graf Klotz' Methoden sensibilisieren müssen, doch die Verlockung, einen wertvollen Pferdezuchtbestand übernehmen zu können, hatte Stein taub und blind für derlei Wahrnehmungen gemacht. Seit der Zeit war er ständig auf der Hut gewesen. Er war stets korrekt und verhielt sich loyal, so dass im Laufe der Jahre zwar ein gespanntes, aber immerhin erträgliches Verhältnis zustande gekommen war. Stein hatte sich mit

der Zeit so vollständig in das Räderwerk des Gutsbetriebes integriert, dass es ihm schier unerträglich geworden war, auch nur einen Tag *nicht* auf Hohen-Lützow zu sein.

In guten wie in schlechten Zeiten – kam ihm plötzlich in den Sinn. Ja, er war verheiratet mit diesem Stück mecklenburgischen Landes und er wusste, er werde das Gut nur auf der Bahre in Richtung Kirchacker verlassen. Bei diesem beruhigenden Gedanken schlief er am Schreibtisch ein.

10

Handel und Wandel

In Kontorhaus und Speicher in der Rostocker Großen-Mönchen-Straße schlug das Herz des Kaufmannsreiches eines gewissen Heinrich Borgwart.

Das eigentliche Kontor war über einen direkten Zugang vom Torweg zu erreichen. Gleich neben besagter Tür zum Kontor tat sich ein großes Fenster auf. Kein Mann, kein Fuhrwerk, kein Ballen Stoff und kein Sack Korn passierte das Kontor unbemerkt. Darüber wachte Tag für Tag mit nicht nachlassender Aufmerksamkeit das wohlhabende Mitglied der Rostocker Kaufmannsgilde: Heinrich Borgwart.

Die Morgensonne fiel durch eingestaubte Fenster der Straßenseite. Ihr Licht erhellte ein fleckiges Schreibpult, auf dem frisch zubereitete Tinte, Sandbüchsen, Gänsekiel, Federmesser und natürlich Papier beieinanderlagen und auf vielfachen Gebrauch warteten.

Ledergepolsterte Dreifüße, hoch genug, um Schreibern und Buchhalter eine bequeme Benutzung des Pultes zu ermöglichen, standen um das eisenbeschlagene mit vielen Schubfächern versehene Kontormöbel herum. Tintenkleckse, Messerkerben und von der Sonne gedunkeltes Holz waren beredete Spuren für dessen eilige Benutzung.

Die nicht mehr weißen Wände des Allerheiligsten schmückten bunte Landkarten, die dem Prinzipal und seinen Angestellten die Entfernungen der weit reichenden Handelsbeziehungen kenntlich machten, sobald es gewünscht wurde. Im Kontor schwebte der Geruch von trockenem Staub und Siegelwachs.

Der Prinzipal Borgwart war stets der Erste, der den Dienst aufnahm.

Sein scharf geschnittenes Gesicht beherrschte eine imposante leicht gebogene Nase, die er gern bei jeder möglichen Gelegenheit streichelte. Sein dichtes, bereits ergrautes Haar trug er ordentlich nach hinten gekämmt. Den altmodischen Zopf hatte er zwar schon

vor einigen Jahren abschneiden lassen, und war dabei dem Beispiel seiner Zeitgenossen gefolgt, aber die ins Gesicht frisierten Strähnen litt er nicht. Vielleicht eignete sich sein Haar nicht zu der Mode. Alles, was seiner würdevollen Erscheinung abträglich wäre, mied er, deshalb widersetzte er sich auch eisern seinem Barbier, wenn der ihn wieder und wieder auf seine nicht zeitgemäße Frisur aufmerksam machte.

Der Kaufmann war gerade bei seiner Lieblingsbeschäftigung, beim Zählen der Münzen, die in seiner Kasse klimperten. Aber er tat es nicht, um sich am kalten Silber zu berauschen, nein, er hatte die Summe vieler Einzelpositionen im Kassenbuch zu überprüfen.

Die Tür zum Kontor ging auf. Borgwart sah kurz auf und nickte der gesetzten Gestalt seines Buchhalters Düsterberg zu. Düsterberg schnaufte, als er die paar Stufen zum Kontor hinaufstieg. Hinter dem Mann entdeckte Borgwart einen jungen Burschen. Aber er schloss erst seine Arbeit gewissenhaft ab, dann wendete er sich seinem Buchhalter zu.

„Guten Morgen, Herr Borgwart, Sie erinnern sich gewiss! Das ist der jüngste Sohn des Ratsherrn Pries, mit dem Sie einen Ausbildungsvertrag geschlossen haben.“

Der Buchhalter kannte den Kaufmann aus seiner bald zwanzigjährigen Tätigkeit für das Handelshaus Borgwart genau. Er wusste, der alte Herr vergesse keine seiner Verpflichtungen.

Der Junge machte eine Verbeugung, blieb mit der Mütze in der Hand stehen und wartete.

„Ah, wieder so ein dummer Junge, dem man in mühevoller Kleinarbeit die Geheimnisse des Handels beibringen muss, der junge Andree Pries, richtig?“

Der Angesprochene nickte hastig und duckte sich nach der nicht sehr verheißungsvollen Begrüßung.

„Kommt nur näher, mein lieber Sohn.“ Borgwart winkte dem eingeschüchterten Lehrling einladend zu. „Sie stehen hier auf der Schwelle zu einem neuen Leben und wenn Sie sich gut halten, so wird es Ihnen auch gut gehen, aber das findet sich alles später!“

„Später, später!“ Die bedeutsame Wiederholung entschlüpfte dem Buchhalter, der sich bei der Einführung des neuen Handelsbeteiligten wohl an die eigene Lehrzeit erinnerte.

„Vor allen Dingen will ich Sie gleich mit Ihren Arbeiten vertraut

machen. Arbeit ist unser Los, Arbeit ist unsere Bestimmung, mit Arbeit verdienen wir die Butter aufs Brot.“

Borgwart tat so, als fiele es ihm schwer, für das tägliche Brot aufzukommen, doch ein Blick in das Geheimbuch, das selbstverständlich an anderer Stelle verwahrt wurde, erschlosse auch dem Uneingeweihten, in diesem Hause wurde Geld verdient. Doch niemand außer Borgwart selbst war der Blick auf Aktiva und Passiva gestattet. Freilich verzeichneten die Konten nie so viel, wie es sich der Prinzipal erträumte, doch er konnte sich glücklich schätzen, die Kontinental Sperre und die erdrückenden Kriegskontributionen glimpflich überstanden zu haben. Es war ein neues Handelszeitalter angebrochen, das es zu nutzen galt.

„Sie werden ab morgen Ihren Tag folgendermaßen beginnen. Steht in aller Frühe auf und verrichtet das Gebet gegenüber demjenigen, dem Sie Ihre Seele anempfehlen. Dann geht auf die Post und erklärt den Beamten, Sie wären der neue Lehrling des Herrn Borgwart und wünscht die Briefe an den Selbigen zu erhalten. Das erste Mal wird Sie jemand aus meinem Kontor dorthin begleiten, damit Sie bei den Beamten ausreichend legitimiert sind.“ Borgwart überprüfte mit einem Blick, ob Andree folgen konnte.

„Die Briefe, diese viereckigen, weißen Geheimnisse, ergreift sie sorgfältig und überbringt sie in entsetzlichster Hast sofort in dieses Haus und übergibt sie mir persönlich.“

Andree nickte zum Zeichen, dass er verstanden habe.

„Sie dürfen keine Minute zu lange auf der Straße verweilen, nichts darf Sie aufhalten oder ablenken, selbst wenn die Welt aus den Fugen geraten sollte, so müssen Sie doch erst in mein Kontor laufen, um mir die Briefe auszuhändigen. Es wäre entsetzlich, wenn Sie jemals in diesem Punkt nachlässig wären, denn seht, von diesen Briefen hängt alles ab, also merken Sie sich das!“

Nur das Kratzen der Feder des Buchhalters wagte die Stille nach den eindrücklichen Worten zu unterbrechen. Borgwart hob den Zeigefinger und fuhr in seiner Belehrung fort. „Haben Sie die Briefe überbracht, so wenden Sie sich an den Buchhalter und fragt ihn, ob er Wechsel einzukassieren habe.“ Dann geriet der Lehrherr doch tatsächlich ins Plaudern. „Die Wechsel des Lebens sind vielfältig: Solawechsel, das sind die von mir ausgestellten, mein Sohn, Tratten sind auch auf mich bezogen und dann gibt es natürlich noch protes-

tierte, manchmal sind sie betrüblich und manchmal erfreulich. Die Protestwechsel gehören zu den betrüblichsten und die besten sind die, die ich nicht zu bezahlen habe.“ Er lachte über den Witz, dann fuhr in dem Stile fort, der ihm eigen war: „Glücklich ist der Kaufmann, der in gemäßigtem Wechselverhältnis mit der Gesellschaft steht. Ihn werden nicht Rost noch Motten oder die Zinsen der Geldverleiher fressen, Gelassenheit wird seinen Schritt umsäuseln und die Schärfe eines Mahnbriefes wird nie die Ruhe seines Schlafes stören.“

Die poetischen Ausführungen seines Lehrherrn ließ den frisch gebackenen Lehrling ehrfürchtig erschauern vor der Weitsicht des Prinzipals.

„Mit den Wechseln, die Ihnen der Buchhalter gibt, treten Sie in die Häuser, wo sie fällig sind; das heißt, wo die Wechsel fällig sind, der Herrgott bewahre uns vor fallenden Häusern, ha, ha. Und merken Sie sich . . ., das Wechseleinkassieren ist ein wichtiges und sehr ernsthaftes Geschäft, wie alles wichtig und ernsthaft ist, was mit Geld zu tun hat. Mit Geld ist nicht zu spaßen. Mit Geld muss der Kaufmann vorsichtig sein. Geld ist das A und O des Daseins, Geld ist alles, vergesst das nie!“

Andree war gerade mal imstande den Kopf zu schütteln, als die Unterweisungen auch schon fortgesetzt wurden.

„Nehmen wir einmal an, Sie hätten einen Wechsel auf das Haus Wert & Co., gehen in das Kontor des ehrenwerten Herrn Wert und sagen dort laut und deutlich: „Herr Wert! Ich habe hier einen Wechsel des Herrn Borgwart und bitte um Auszahlung.“

Borgwart machte eine bedeutsame Pause und fixierte seinen Lehrburschen, dem es unter dem prüfenden Blick kalt den Rücken herunterrieselte.

„Herr Wert wird auch gleich den Wisch von oben bis unten besehen und wird auch Sie zwischendurch vom Wirbel bis zu den hofentlich blank geputzten Schuhspitzen mustern und dann, wenn er das Papier für ordentlich befindet, in seine Kasse greifen, um Ihnen die eingeforderte Summe vorzuzählen.“

Andree hatte nicht erwartet, schon in der ersten Stunde seiner Lehrtätigkeit mit derart verantwortungsvollen und vor allen Dingen vertraulichen Aufgaben konfrontiert zu werden. Er meinte, die Münzen des Herrn Wert schon vor sich zu sehen und starrte auf das Pult, auf dem sich imaginäre Häufchen stapelten.

„Dies ist der Augenblick, von welchem vieles abhängt! Ich muss hier nämlich anmerken, mein Sohn, dass in der Handelswelt gar nicht auffällt, wenn sich der eine gegen den anderen so gut wehrt, wie er nur kann.“

Andrees Stirn legte sich in Falten und der Kaufmann beeilte sich, die krause Stirn zu glätten.

„Im Handel, merken Sie sich das, hört alle Freundschaft auf, im Handel sind alle Beteiligten die bittersten Feinde. Ich will Ihnen das näher erklären. Sie stehen vor Herrn Wert, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er sieht Sie an und schaut noch mal. Dann ersinnt er seinen Plan, bei dem er denkt: ‚Das scheint ein junger unerfahrener Mensch zu sein‘, und just in diesem Augenblick fällt ihm ein, dass er noch einige schlechte Münzsorten in der Kasse hat und es höchste Zeit wäre, sie in Umlauf zu bringen. Dabei beschließt Herr Wert still und leise, dass Sie derjenige sind, der ihn bei diesem Unterfangen unterstützen könnte.“

Empörung zeichnete sich angesichts solcherart Schlechtigkeit auf dem jugendlichen Antlitz ab. Doch Andree Pries' Lehrherr hatte noch nicht geendet.

„So also denkt Herr Wert, aber kein Wort davon lässt er verlauten, er greift in seine Geldkiste und ich bin mir ganz sicher, er hat kein Mitleid mit Ihrer Jugend, Ihrer Unschuld, Ihrem Unverstande und wenn Sie nicht gehörig aufpassen, dann mischt Ihnen Herr Wert ein paar beschnittene Dukaten, ein paar hannöversche Groschen oder andere minderwertige bereits verfallene Münzen unter, die zwar schön groß sind, jedoch keinesfalls in Gewicht und Metallgüte dem vermeintlichen Wert entsprechen. Und so sicher wie die Rathausuhr auf dem Mittelmarkt um 12.00 Uhr ein Dutzend Mal schlägt, so sicher bekommen Sie es dann mit mir zu tun!“

Zufrieden registrierte Borgwart das Entsetzen auf der Miene des Jungen und fuhr seelenruhig fort. „Es versteht sich von selbst, dass ich Herrn Wert nur als unschuldiges Beispiel anführe. Herr Wert ist ein ehrbarer Mann. Doch warum habe ich Ihnen das alles erzählt?“ Borgwart erwartete keine Antwort von Andree, sondern hob seinen beschwörenden Zeigefinger in die Höhe. „Es besteht doch zumindest die Möglichkeit, dass dem ehrenwerten Herrn Wert einmal etwas Menschliches passiert, so sind Sie unter allen Verhältnissen des Lebens verpflichtet, Herrn Wert für einen – ich will nicht gerade sagen,

Schuft – jedenfalls, aber für das zu halten, was einem Schuft zwischen Hell und Dunkel aufs Frappanteste ähnlich sehen könnte.“

Nun hatte der alte Kaufmann den jungen Burschen völlig verwirrt und es bedurfte weiterer Erklärung.

„Sie müssen sich steif und fest einbilden, Herr Wert wolle Sie übertölpeln und deshalb müssen Sie ihm immer auf die Finger schauen, dann werden Sie auch niemals einen König Hieronymus, einen Coburger Dreier oder einen Dänischen Fuchs mit nach Hause bringen. Haben Sie mich verstanden?“

Die Erkenntnis durchdrang den jugendlichen Lehrling mit der ganzen unermesslichen Wahrheit, doch der Lehrherr hub erneut an.

„Haben Sie für den Wechsel das richtige Geld zu den richtigen Kursen in Empfang genommen, so stecken Sie alles in den mitgeführten Sack, binden ihn mit einem starken Faden zu und fassen denselben Sack so fest, wie es Ihre Kräfte erlauben. Wie Sie es mit *einem* Wechsel machen, wissen Sie nun und so macht es mit allen. Sind Sie fertig, so kehrt unverzüglich nach Hause zurück. Unverzüglich, sage ich!“

Der Lehrling straffte sich.

„Das Geld in den Händen schauen Sie weder links noch rechts, bis Sie wieder im Kontor stehen, wo Sie der Buchhalter mit offenen Armen empfangen wird, wenn Sie keinen Bock geschossen haben. Oh, schießt keine Böcke, hüten Sie sich vor den Böcken, nichts ist entsetzlicher als ein Bock!“

Die Statur des Jungen schrumpfte merklich zusammen.

„Aus der Stadt zurückgekommen beginnen die Kontorarbeiten. Seht, hier ist das Kopierbuch.“

Borgwart schaffte aus einem Regal ein schon lange Jahre gedientes Buch herbei.

„Das gehört Ihnen, das sollen Sie nun in Zukunft führen. Sie werden dadurch viel lernen und die Beschäftigung ist interessant. Fast das ganze Geschäft läuft durch dieses Buch. Jeder Brief, den wir schreiben, muss hier kopiert werden. Obenhin schreibt den Namen des Menschen, an den die Epistel gerichtet ist und dann schlankweg alles, was folgt, bis auf die Empfehlungen, Grüße und freundschaftlichen Versicherungen. Dergleichen braucht nie kopiert zu werden, denn es versteht sich von selbst, dass wir ‚Achtungsvoll‘ unterzeichnen, wenn jemand eine gute Bestellung gab, dass wir mit ‚unendli-

cher Wärme und Liebe‘ umfassen, wenn er bestellte und zugleich bezahlte und dass wir ihm unsere grenzenlose Verachtung zu erkennen geben und bloß ‚höflich‘ grüßen, wenn er auf zwei Mahnbrieife nichts erwiderte.“

Der alte Kaufmann zog seine Schnupftabakdose aus der Westentasche und genehmigte sich eine delikate Prise, nach der seine Nase stets angenehm glühte, er gleichwohl einen Grund hatte, sie zu streicheln. Andree harrte wacker aus.

„Macht die Buchstaben so schön wie möglich“, Borgwart schniefte zwischendurch genüsslich und gestattete sich einen gewaltigen Nieser, um dann ungerührt fortzufahren: „und vor allen Dingen, nehmen Sie sich mit den Zahlen in Acht. Das ist eine ernsthafte Geschichte. Wenn eine Zahl nicht stimmt, fährt da gleich die Konfusion hinein. An Buchstaben ist mir nicht so viel gelegen, aber an der Zahl, hören Sie, guter Freund, kopiert mir die Zahlen richtig, sonst sind wir geschiedene Leute. Zahlen regieren nun mal die Welt!“

Andree nickte bange und lauschte begierig.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass es mit dem Abschreiben der Briefe nicht allein getan ist. Es versteht sich von selbst, dass Sie sich den tiefen Sinn dessen, was Sie kopieren, einzuprägen haben. Das Kulante des Stils, die Eleganz der Wendungen, das Treffende in den Ausdrücken und Benennungen, die Höflichkeit inmitten der größten Grobheit und das Einschmeichelnde bei der heftigsten Erbitterung, alles, haben Sie gehört? Alles haben Sie sich zu merken und im Gedächtnis einzuprägen, damit Sie einst selbst Korrespondent werden können und ich Sie einst zur Höhe meines Geschäftes avancieren lassen kann.“

Andree konnte sich des Gedankens nicht erwehren, sein Prinzipal nehme für sich in Anspruch, unsterblich zu sein. Aber es ging unermüdlich weiter.

„Auch der einzelnen Manipulationen, welche die Korrespondenz berührt, müssen Sie sich stets zu erinnern wissen und sich die Namen unserer Kunden merken und die Art, wie wir sie entweder über den Löffel barbierten, sie auf Händen trugen oder sie auch im Gedränge untergehen ließen, denn daraus können Sie stets entnehmen, wessen Geistes Kind sie sind und welchen Kredit sie verdienen.“

Die Sonne war weitergewandert und schien Andree nun unangenehm ins Gesicht. Der Buchhalter kratzte emsig seine Zahlen in das

ledergebundene Hauptbuch, der Kaufmann schnäuzte sich ausgiebig und Andree benutzte die Gelegenheit, auf einen günstigeren Platz zu wechseln.

„Sie sehen, ich übertrage Ihnen eine herrliche Arbeit. Betrachten Sie das Kopierbuch als das Evangelium des Kontors und nun schreibt auch recht hübsch, damit ich Freude mit Ihnen erlebe.“

Schon glaubte der Lehrling, seine Aufgaben wären erschöpfend umrissen, und wollte sich entspannen, als der Alte zum nächsten Redeschwall tief Atem holte.

„Sind die Kontorarbeiten vorüber, da bricht ein neues Leben für Sie an. Sie beschäftigen sich dann mit dem Warenlager. In den Magazinen werden Sie Muster anfertigen, Pakete schnüren und Ballen versenden, um sich zu bereichern an unschätzbaren Kenntnissen. Denn Qualitäten und Preise der verschiedenen Waren erlernen Sie spielend, indem Sie dem Abschluss so manchen Geschäfts beiwohnen. Sie sehen, welche Sorte für diese Gegend zieht und welche für eine andere passt. Sie lernen die Sitten und Bräuche der verschiedenen Nationen kennen. Ihre Fehler und ihre Tugenden, ihre Zahlungsfähigkeit und leider auch ihre Insolvenz.“

Andree begannen langsam die Füße zu schmerzen und er blickte sehnsüchtig nach einem der Dreifüße am Pult. Doch der Lehrherr hörte noch immer nicht auf, die Ausbildung seines Schützlings in schillernden Farben zu beschreiben.

„Sie lernen Menschen kennen, indem Sie mit Käufern und Verkäufern umgehen. Studiert dabei die Schwächen eines jeden, denn das wird nie zu Ihrem Schaden sein. Merken Sie sich jedes Lächeln Ihres Gegenübers, das geringste Zucken seiner Mundwinkel, die leiseste Bewegung seiner Augen, denn das Äußere des Menschen spiegelt oft genug das Innere seiner Seele wider. Die Seele aber steht im genauen Zusammenhang mit dem Geldbeutel! Und die Börse Ihres Gegners ist stets von speziellem Interesse für Sie.“

Der Morgenkaffee machte sich unaufhaltsam bemerkbar und Andree trampelte so unauffällig wie möglich von einem Bein aufs andere. Borgwart fiel das Gezappel seines Lehrlings nicht auf, denn er schwelgte immer noch in seinen Ergüssen.

„Dunkel nur deute ich Ihnen die vielen Genüsse an, welche die Lust Ihrer Jugend und die Seligkeit Ihres Alters sein werden. Gibt es etwas Schöneres als den Handel und Wandel? Gibt es ein voll-

kommeneres Wesen auf Erden als den vollkommenen Kaufmann?“

Andree kam sich zurzeit sehr unvollkommen vor. Indes, er wurde nicht entlassen.

„Ein vollkommenes Wesen soll vor allen Dingen seine Zeit begreifen und sein Jahrhundert, ein guter Kaufmann verstand von jeher beides, denn er verstand sich auf sein eigenes Interesse.

Glücklich preise ich Sie, dass ein gutes Schicksal Sie in den Port des Kommerzes führte. Arbeitet treulich von 7.00 Uhr morgens bis 9.00 Uhr abends und geht endlich nach Hause und legen Sie sich zu Bette, da lassen Sie alles, was Sie am Tag gesehen und gehörtet, noch einmal an Ihrer Seele vorüberziehen, Briefe und Wechsel, Taler und Schillinge, Geldsäcke und Kopierbücher, Kurse und Warenproben, Konkurrenten und Geschäftsfreunde und stärken sich zu neuer Tätigkeit durch einen kurzen erquickenden Schlaf.“

Borgwart blickte in ein verzweifertes Gesicht. Da er den Grund für den verzerrten Ausdruck nicht kannte, machte er sich schon Sorgen, ob den richtigen Knaben unter Vertrag genommen habe.

„Verstehen Sie mich? Ich hoffe, Sie haben mich verstanden. Aber jetzt noch eins! Nämlich . . .“ – hier machte Borgwart erneut eine Pause. Er legte Andree die Hand auf die Schulter und sah ihn mit einem durchbohrenden Blick an, dass dem armen Jungen der Schweiß ausbrach – „ . . . hört, junger Mann! Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Sie sind aus rechtschaffener Familie und ich bin bereit, Sie in mein Geschäft durchaus einzuweisen. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, in dieser Welt fortzukommen und ich kann Ihnen versichern, wer in meiner Schule gewesen ist, der kommt fort. Hören Sie! Vier Jahre werden Sie einstweilen bei mir bleiben, denn so lautet der Vertrag, den ich mit Ihrem Vater geschlossen habe. Diese vier Jahre werden Ihnen vergehen wie an einem Tag, denn keine Stunde sollen Sie müßig sein und ich will Ihnen genug zu tun geben. Hören Sie aufmerksam zu? Eins befehle ich Ihnen vor allem und ich will, dass Sie dieses halten sollen vor allem andern, nämlich, was Sie auch hören und sehen werden auf meinem Kontor oder auf meinem Lager, kurz, was Ihnen auch begegnet im ganzen Umkreis meines Geschäftes, erwähnt davon nicht das Geringste, sobald Sie die Schwelle meines Hauses verlassen haben, verstehen Sie mich?

Stumm wie ein Fisch!“

„Stumm wie das Grab!“, hauchte Andree und seine unschuldigen

Augen neigten sich vor den flammenden Blicken des Prinzipals.

Während der Einweisung des Lehrjungen in die Geheimnisse des Borgwart'schen Reiches waren nacheinander alle übrigen Arbeiter in das Kontor eingetreten und hatten lautlos ihre Plätze eingenommen. Allein kratzende Federn, die in geschäftiger Eile über die Bücher tanzten, waren in der Stille zu vernehmen, die nun im Kontor herrschte.

Andree hielt es nicht länger aus und bat um Entlassung auf das gewisse Örtchen.

„Ah, daher rührt die Pein, ich hab schon befürchtet, der Umfang Ihrer Aufgaben jagte Ihnen Angst ein.“ Der Prinzipal drehte sich ans Pult und wies einen Schreiber an, dem Jungen die Stelle der Erleichterung zu zeigen. Er schüttelte den grauen Kopf und schaute dann seinen Korrespondenten, einen hübschen jungen Mann von Mitte zwanzig, herausfordernd an.

Joachim Wendt, blond, blauäugig und frisch rasiert, stets adrett gekleidet, hatte im Verlauf der Jahre seiner Tätigkeit so viel Rückgrat entwickelt, dass der Blick des Kaufmanns seiner Wirbelsäule nichts mehr anhaben konnte. An sechs Wochentagen, an denen er für den Prinzipal Briefe an alle Geschäftsfreunde, und wie gerade gehört, auch an Geschäftsfeinde schrieb, gehörte nur seine Feder dem Herrn Borgwart.

„Was hat die Post gebracht?“, fragte der alte Kaufmann. „Es sind viele Briefe gekommen; schreiten wir zur Beantwortung!“

Wendt griff nach dem Stapel bereits gesichteter Briefe und trug vor: „Die Herren Ronda & Mona übermachen uns 700 Taler auf Hamburg und bestellen 100 Ballen Kaffee von der zuletzt erhaltenen Sorte. Die Ware soll gleich versandt werden, und sie verlassen sich hinsichtlich des Preises auf unsere vielerprobte Redlichkeit.“

„Antwortet den Leuten“, erwiderte Borgwart, dabei streichelte er erneut seine Nase, „dass ich sie achte und liebe. Für die 700 Taler wollen wir sie nach unbezweifeltem Eingang mit dem wärmsten Dank empfehlen. Die 100 Ballen Kaffee gehen mit dem nächsten Schiff auf die Reise und zwar aus besonderen freundschaftlichen Rücksichten einen halben Taler billiger. Versichert den Menschen meine unwandelbare Ergebenheit und empfiehlt mich ihnen mit ausgezeichneter Hochachtung.“ Wendt kritzelte einige Notizen in die Kladde.

„Die Herren Wut & Co.“, fuhr er fort, „schreiben uns einen bösen Brief; sie sagen, sie hätten unsere letzte Sendung Kaffee erhalten, aber die Qualität sei nicht nach Probe; sie wünschen daher eine namhafte Vergütung, oder sonst soll die ganze Geschichte zu unserer Verfügung bleiben.“

„Antwortet diesen Leuten, dass ich ein Ehrenmann sei und dass solche Dinge nie bei mir vorkommen könnten. Sie sollen sich eine Brille anschaffen und die Sache noch einmal untersuchen. Sagt, dass die Preise des Artikels einen merklichen Aufschwung zu nehmen scheinen und macht die beiden Herren sehr bange, dann werden sie sich wohl beruhigen. Ich weiß sehr gut, dass die Sendung nicht ganz nach Probe ist, aber wir sind alle schwache und sterbliche Menschen, und jeder hilft sich, so gut er kann. Grüßt die Herren achtungsvoll. Weiter im Text!“

„Der Herr Maier junior drückt uns sein Bedauern aus, dass er unsere letzte Rechnung noch nicht habe bezahlen können. Die Zeiten seien schlecht, er sei aber ein ehrlicher Mann. Außerdem wünscht er noch ein Fass Öl zu erhalten.“

Dem Prinzipal zog es die Mundwinkel herunter, ganz nebenbei registrierte er die Wiederkehr des Lehrburschen. Aber auf Herrn Maier war er offenbar nicht gut zu sprechen.

„Dieser Mensch gefällt mir gar nicht. Schreibt ihm, dass ich seinen Rimessen nichtsdestoweniger mit großer Ungeduld entgegensehe und was das Fass Öl betrifft, so würde ich dasselbe lieber bis auf den Grund austrinken, ehe ich es ohne vorher erfolgte Bezahlung absende. Und dann grüßen Sie Herrn Maier bloß höflich.“

Der nächste Brief war an der Reihe. „Die Geschwister Färber schreiben, dass die zuletzt erhaltene und schon bezahlte blaue Farbe gar nicht zu verkaufen, da sie unecht sei. Wir möchten die Sendung doch durch eine andere ersetzen.“

„Beim Allmächtigen! Schon bezahlt und nun noch Reklamationen! Verfertigt diesen unschuldigen Geschwistern Färber doch einen recht netten Brief. Schreibt, dass es seine volle Richtigkeit mit der schlechten Qualität der Ware habe, aber zu den billigen Preisen, die ich den Geschwistern ansetze, könne man auch nichts Gutes liefern. Sie sollen die Geschichte meinetwegen behalten. Schreibt das recht versöhnlich, denn die Geschwister sind brave Leute und bieten Sie ihnen eine neue Quantität recht niedrig an.

Grüßt die Geschwister auch recht freundschaftlich, dann werden sie sich schon zufriedengeben. Und nun?“

Wendt griff zu einem Brief, der in Französisch und in besonders schön geschwungenen Linien verfasst worden war.

„François père et fils in Avignon bitten um Abrechnung über die seinerzeit in Kommission gegebenen 7 Fässer Hochprozentigen. Wenn die Ware noch nicht verkauft ist, so sollen wir sie zum bestmöglichen Preise losschlagen.“

Borgwärts Miene wurde lebhafter.

„Diese Franzosen wollen wir schneiden. Nichts ist vorteilhafter als ein Kommissionsgeschäft. Es ist eigens vom Schicksal dazu gemacht, dass ein ehrlicher Mann etwas daran verdient. Die Fässer Schnaps sind längst verkauft. Schreibt daher den Leuten, dass ich sie bis zur Stunde auf dem Lager gehabt hätte. Es sei unmöglich gewesen, so schlechtes Zeug loszuwerden. Nach ihrem Wunsche hätte ich sie aber jetzt mit Gewalt fortgeschafft, leider sei deswegen aber auch der Preis ziemlich niedrig. Macht dann eine Verkaufsrechnung 30 bis 50 Prozent zu unsern Gunsten. Ermuntert die Herren zu weiterer Kommission und versichert dieselben meiner ganzen Sorgfalt für ihr Interesse und Wohlergehen. Sie können auch noch bemerken, dass ich ihnen aus reiner Gutmütigkeit keine Lagerspesen berechnen wolle, denn ich bedauere selbst, dass dieser erste Versuch nicht besser ausgefallen sei. Führt den Brief recht hübsch aus und schreibt Französisch, damit uns die Leute besser verstehen. Was gibt es sonst?“

„Ein Brief des Herrn Erich Haberkorn. Er gibt einen Auftrag auf 10 Kisten Indigo, will aber auf die frühere Sendung etwas vergütet haben.“

„Das ist gar nicht dumm von ihm. Antwortet diesem Manne, dass er die 10 Kisten Indigo haben soll, mit Vergnügen. Die Vergütung brauchen Sie aber gar nicht zu erwähnen. Wir müssen so tun, als hätten wir das gar nicht gelesen. Wenn er noch einmal darauf zurückkommt, so wollen wir sie bewilligen und ihn auf eine andere Weise dafür zu packen suchen. Mir fällt dazu bestimmt etwas ein.“

Eifrig notierte sich der Korrespondent Stichpunkte und nahm sich das nächste Schriftstück vor. „Jetzt kommt ein Schreiben der Herren Redlich & Wundersam. Sie wollen eine Offerte in Zucker haben und können eine bedeutende Partie gebrauchen.“

„Nun, das ist mir lieb. Schreibt diesen Redlichen einen höchst poetischen Liebesbrief, notiert ihnen die jetzigen Preise und begrüßt die-

selben freundschaftlich und mit achtungsvoller Ergebenheit. Wenn Sie damit fertig sind, so erkundigen Sie sich aber noch einmal bei unserem Korrespondenzbankier, ob die Kerle auch solide sind. Es gibt in dieser insolventen Jahreszeit so viel schlechtes Volk, dass man wahrhaftig etwas vorsichtig sein muss.“

„Der Advokat Schwarz in Berlin erwidert auf unsere neuerliche Anfrage, dass unser Prozess gegen den Kaufmann Weiß noch immer nicht zu Ende sei. Bei der großen Sorgfalt, mit der er unser Interesse vertrete, hoffe er indes, über Jahr und Tag damit fertigzuwerden. Leider seien die dortigen Gerichtsverhältnisse äußerst verwickelt.“

Borgwards Ausdruck veränderte sich, man konnte meinen, er laboriere plötzlich an einer ernsten Erkrankung.

„Seht, so geht es einem ehrlichen Kaufmann, wenn er unter die Wölfe gerät! Die Advokaten sind die prächtigsten Leute von der Welt beim Kartenspiel oder bei einer vorzüglichen Flasche Wein. Aber wehe, wenn sie losgelassen, das Interesse ihrer Freunde vor Gericht zu vertreten! Die Haare fangen eher auf einem alten Koffer an zu wachsen, die Mücken verwandeln sich eher in Dromedare, als dass man durch einen Advokaten zu seinem rechtlichen Eigentum kommt. Legt den Brief dieses Schwarz' beiseite, damit ich ihn nie wieder zu Gesicht bekomme, damit ich nicht an dem Adel der menschlichen Seele zu zweifeln beginne und damit sich die Sanftmut in meiner Brust nicht in Wut verwandele.“

Das Advokatenhandwerk muss ein einträgliches Geschäft sein. Ich will doch einen meiner Söhne Advokat werden lassen.“

Joachim Wendt schmunzelte, das Pensum erlaubte jedoch keine Pause. „Ein Herr Dilettant teilt uns mit, er habe eine Erfindung gemacht, das Farböl ergiebiger zu machen, er lädt uns ein, einige Fonds vorzuschießen, damit die Erfindung ausgebeutet werden könne.“

„Erwidert diesem Ausbeuter, dass Erfindungen nicht in meine Branche fallen. Es sei sehr gut möglich, dass er ein zweiter James Watt oder ein Arkwright sei. Ich befasse mich indes nur mit Zucker, Kaffee und Heringen. Weiter reiche mein Horizont nicht. Im Übrigen wünsche ich ihm alles Gute und ich sei ein armer Mann und grüße ihn ergebenst.“

„Der Herr Pastor aus Biestow bittet um einige Beiträge zu einer milden Stiftung.“

Borgwart zog die Brauen hoch.

„Meldet ihm in blumenreichen Ausdrücken, dass dergleichen gegen meine Geschäftsprinzipien sei – aber halt! Der Bruder dieses Pastors ist ja einer unserer besten Kunden. Nein, schickt ihm 10 Taler, sagt, ich sei ein großer Philanthrop und mit ganzem Herzen überreiche ich ihm diese Kleinigkeit. Sie müssen recht viele Worte machen, damit der Glanz der Phrasen die Geringfügigkeit meiner Gabe in etwas verdeckt und empfiehlt mich dann mit frommer Liebe und Ergebenheit. Aber es ist doch entsetzlich, dass man nur Briefe von Advokaten, Erfindern und Geistlichen erhält, gerade von den Leuten, die mich am wenigsten interessieren. Gibt es denn gar nichts Erfreuliches mehr?“

Wendt zog ein Blatt aus dem Stapel, von dem er meinte, es bereite dem Kaufmann reine Freude.

„Ein Herr Gernandt aus Eisenach bestellt 20 Tönnchen Heringe und zwar umgehend.“

„Dieser Mann ist mein Freund. Aber das ist viel. 20 Tönnchen auf einmal? Es muss wenig Durst, mehr Katzenjammer in Thüringen geben. Ist unser Gernandt auch solide? Schreibt ihm, die Heringe sollen baldigst die Elbe hinaufschwimmen. Rimessen auf Rostock wären aber angenehm, denn das Geld sei rar. Empfiehlt mich dem Gernandt mit bewusster und bekannter Freundschaft.“

„Zum Schlusse haben wir noch zwei Briefe von Bankiers aus Leipzig und Amsterdam.“

„Und was wollen die von mir?“

„Die Herren Botterblom & Co. beklagen sich bitter darüber, dass wir schon seit mehreren Jahren einen großen Posten in unserem Kredit stehen hätten, von dem sie uns die höchsten Zinsen vergüten müssen und dass wir so gut wie gar keine Geschäfte mit ihnen machen. Dies könne nicht länger so fort dauern. Wir müssen so gefällig sein und ihre Dienste etwas in Anspruch nehmen. Sie verdienen ja gar nichts an uns usw. Dies schrieben die Amsterdamer. Zur selben Zeit ersuchen uns die Herren Sachs & Partner in Leipzig, über jeden Betrag bei ihnen zu verfügen. Ihre Dienste wären uns unter allen Verhältnissen gewidmet und sie würden sich glücklich schätzen, wenn wir ihre Kapitalien bald und bedeutend in Anspruch nehmen.“

„Schreibt den Leuten, dass ich ihnen für ihr schmeichelhaftes Angebot sehr verbunden wäre. Leider hätte ich aber schon selbst so viel Geld und litte gerade in diesem Augenblicke so entsetzlich an

überflüssigen Fonds, dass ich bei bestem Willen von fremden Kapitalien keinen Gebrauch machen könne und es einstweilen der Zukunft überlassen müsse, ob ich einmal zu einem Geschäfte die Hand bieten dürfe. Sollte dieser Fall eintreten, so würde ich mich gern ihrer Offerte erinnern und bliebe indes achtungsvoll usw. der Ihrige.“

„Wir sind fertig!“, rief Wendt und seufzte im Hinblick auf die knifflige Kopf- und Schreibearbeit, die ihn nun erwartete. So manches Mal hatte der Prinzipal ihn überrascht und es würde noch weiterer Jahre der Mitarbeit im Kontor bedürfen, um die verschlungenen Wege der Kaufmannsgedanken zu verinnerlichen, damit sie eines Tages zu den eigenen gehörten.

Einer der Schreiber reichte Borgwart die Hamburger Börsenberichte und der alte Kaufmann vertiefte sich in die Lektüre der Zahlen, die er lieb gewonnen hatte.

Ein Läuten am Torweg kündigte Besuch an und nach einem eindeutigen Wink des Buchhalters erhob sich der Lehrling von seiner ersten Kopierarbeit. Kurz darauf kam er in Begleitung eines stattlichen jungen Mannes zurück. Als der Fremde das Kontor betrat, nahm er kurz den Hut ab und grüßte höflich in die Runde. Dem Lehrling hatte er sein Anliegen bereits vorgetragen, denn Andree winkte ihm zu folgen. Der Prinzipal hatte den Neankömmling sofort unauffällig gemustert und gab sich den Anschein, als ob er erstaunt sei, weil der junge Herr ausgerechnet ihn sprechen wolle.

„Guten Morgen, Herr Borgwart, Franz von Klotz.“ Franz knallte die Hacken zusammen, zu sehr hatte ihn das Militär geprägt, als dass er bei zivilem Umgang aus seiner Haut hätte fahren können. „Ich komme auf Empfehlung meines Vaters, Friedrich Graf Klotz aus Ludwigslust.“

„Ah, der Herr Graf, mache stets gern Geschäfte mit Ihrem Herrn Vater. Ich hoffe, mit seiner Gesundheit steht alles zum Besten?“

„Alles bestens, Verehrtester.“ Franz senkte die Stimme. „Es wäre mir lieb, wenn wir unter vier Augen miteinander sprechen könnten. Es geht um eine reine Privatangelegenheit.“

„Ah, natürlich, mein Herr. Bitte folgen Sie mir.“

Franz lüftete seinen Hut im Hinausgehen und bemerkte, wie sich die Schreiber die Hälse verrenkten, als er gemeinsam mit dem Prinzipal das Kontor verließ. Er folgte dem Kaufmann durch eine eisenbeschlagene Tür und erklimm gleich ihm eine breite, gediegene,

sicherlich aus Eichenholz gefertigte Treppe zum ersten Obergeschoss.

„Bitte sehr, Herr von Klotz, privater geht es nicht, denn hier bin ich auch privat, obwohl ein Kaufmann niemals von den Geschäften, die er tätigt, gedanklich lassen kann.“

Borgwart bot Franz in einem gut bürgerlich eingerichteten Zimmer Platz an. „Was ist Ihr Begehrt, junger Mann, wie kann ich Ihnen bei Privatangelegenheiten helfen?“, fragte er freundlich.

Franz übergab den Brief seines Vaters für den Rostocker Kaufmann ohne irgendeine Erklärung abzugeben. Borgwart nahm das Papier in Empfang und brach sofort das Siegel. Er las und dann lächelte er Franz unverbindlich an.

„Ihr Vater ist ein überaus korrekter Mann, mein lieber Freund, er gäbe durchaus einen Kaufmann ab. Er schreibt mir, ich möchte das Guthaben, das für Ihren Bruder bei mir deponiert ist, Ihnen in jeder gewünschten Summe auszahlen. Der Umfang des Depots findet dabei selbstredend Berücksichtigung“, setzte er hinzu, um nicht bei Franz den Eindruck zu erwecken, er gewähre Kredit.

„Nun, ich verstehe nichts von den geschäftlichen Angelegenheiten meines Vaters. Zweifelsfrei muss auch er wirtschaften wie ein Kaufmann. Wie hoch ist die deponierte Summe?“

Borgwarts Miene verriet keine Regung. „Ihr Herr Vater hat aus den Geschäften, die er zum guten Teil meinem Gespür für die richtige Zeit und den richtigen Kunden verdankt, 500 Taler Guthaben bei mir.“

Franz war beeindruckt. Sein Jahressold übertraf die Summe nur unwesentlich. Er bemerkte den abschätzenden Blick des Prinzipals. Der Kaufmann machte sich höchstwahrscheinlich darüber Gedanken, dass er den Zinssatz, den er bei einer ausländischen Bank ausgehandelt hatte, nun verlieren könnte.

„Haben Sie vor, sich in Rostock niederzulassen oder möchten Sie mit dem Geld spekulieren? Wenn Sie spekulieren möchten, dann habe ich gerade die allerbesten Möglichkeiten bei der Hand?“

„Weder noch. Ich bin kein Geschäftemacher, Herr Borgwart.“

„Aber Sie wollen das viele schöne Geld doch nicht etwa in die Spielbank tragen, junger Mann?“ Angesichts der grausigen Vorstellung standen dem alten Herrn Schweißperlen auf der Stirn.

Franz kam es merkwürdig vor, dem Kaufmann Rede und Antwort

für die Verwendung von Geldern zu stehen, die dem Mann nur zur Verwahrung, gegebenenfalls zur Vermehrung anvertraut worden waren. Er dachte sich, er komme am besten mit dem kauzigen Menschen zurecht, wenn er die Geschichte von seinem Bruder erzählte.

„Es ist nämlich so, Herr Borgwart“, begann er, „ich bin nach Rostock gekommen, um herauszufinden, wo mein Bruder geblieben ist. Er ist seit Mai offensichtlich verschwunden, jedenfalls empfinden wir es so. Und weil mein Vater, Sie und ich wissen, dass Johann das alte Depot bei ihnen aufgelöst hat, möchte ich Sie zu den Umständen befragen.“

„Umstände? Von welchen Umständen sprechen Sie, junger Mann, ich habe Ihrem Bruder keinerlei Umstände gemacht.“

„Verzeihen Sie, ich habe mich missverständlich ausgedrückt. Ich zweifle keineswegs an Ihrer Integrität. Ich möchte nur gern erfahren, wann Johann das Geld in Empfang genommen hat und ob Ihnen etwas zu seiner Gemütsverfassung aufgefallen ist?“

„Soso, verschwunden, sagten Sie? Seltsam, ja es ist mir schon seltsam vorgekommen, als Herr von Klotz die gesamte Summe mit einem Mal angefordert hat. Ansonsten ist er jede Woche vorstellig geworden und hat sich den Teil auszahlen lassen, der für den Lebensunterhalt eines ledigen Studenten reichen mag. Ihr Bruder ist wohl nicht dem lasterhaften studentischen Lebenswandel verfallen, in dem Wein, Weib und Gesang die erste Geige spielt. Hören Sie! Und daran sollten Sie sich ein Beispiel nehmen, junger Mann, damit das Vermögen Ihres Vaters nicht verschleudert wird, wo ich Ihrem Herrn Vater so gerne behilflich bin, es zu mehren.“

Geht das schon wieder los, dachte Franz. Hab noch keinen Schilling in der Tasche und muss mich maßregeln lassen. Dennoch blieb er höflich und zuvorkommend. „Keine Sorge, Herr Borgwart. Aber sagen Sie mir doch bitte, wann Johann das Geld abgeholt hat.“

„Lassen Sie mich nachschauen, junger Mann. Ich habe alles schwarz auf weiß. Herr von Klotz hat mir den Empfang quittiert, es muss ja alles seine Ordnung haben, denn mit Zahlen und mit Geld ist nicht zu spaßen!“

Borgwart stand auf und verschwand in den Räumlichkeiten seiner Wohnung. Kurze Zeit später war er zurück und wedelte triumphierend mit einem Beleg.

„Hier ist es, junger Mann! Sehen Sie selbst. Am 26. Mai dieses

Jahres war er bei mir und hat . . .“ Er hielt inne und schaute Franz zweifelnd an. „Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich befugt bin, mich über die Angelegenheiten Ihres Bruders zu verbreiten, schließlich ist er sein eigener Herr. Graf Klotz hat ihn genauso ermächtigt, über das Geld zu verfügen, wie Sie.“ Borgwart presste den Beleg an sich, als ob sein Leben davon abhinge.

Franz schloss für einen Moment die Augen und atmete aus. Er versuchte, das Gebaren des Prinzipals als Diskretion zu würdigen, ihm zuzugestehen, in seinem Tun rechtschaffen zu sein. Und eine leise Stimme raunte ihm zu: Wenn Johann tatsächlich alle Brücken hinter sich hatte abbrechen wollen, hatten dann Vater und er, der Bruder, das Recht, hinter ihm herzuspionieren? Aber warum sollte sein Bruder von einem Tag auf den anderen all seine Gewohnheiten ändern? Wenn Johann seinem Leben eine andere Bestimmung hätte geben wollen, wozu sollte er die Familie ohne Nachricht und in Sorge zurücklassen? Johann hätte doch wissen müssen, die Menschen, die ihn liebten, litten unter seinem unerklärlichen Verschwinden. Nein, Franz wollte und musste Gewissheit haben und das Mosaik vervollständigen. An das schmerzverzerrte Gesicht seines Vaters erinnert, sagte er sich, er sei es ihm schuldig, hartnäckig zu sein.

„Lieber Herr Borgwart, haben Sie Kinder, einen Bruder oder eine Schwester?“

„Oh, ich habe ganz vortreffliche Kinder, mein Lieber, ganz vortreffliche. Ein Sohn studiert in Göttingen. Ich glaube, ich werde auf ihn einwirken, Advokat zu werden, damit er die Rechtsvorfälle beackern kann, die ins Kraut schießen. Er wird Lohn und Brot bis zu seinem letzten Atemzug haben, denn die Bosheit unter den Menschen stirbt nie aus. In diesen schweren Zeiten bedarf ich immer öfter juristischen Beistands und da ist doch nichts lieber als ein Sohn, der sich in solchen Dingen auskennt.“

„In der Tat! Mein Vater hat seinen vortrefflichen Sohn Johann nach Rostock auf die Universität geschickt, damit er sich mit der Ökonomie und den Naturwissenschaften vertraut macht, damit er eines Tages das Gut beackern kann, das mein Vater bestellt. Stellen Sie sich vor, Ihr Sohn käme nicht mehr aus Göttingen zurück, sendete nicht einmal ein Lebenszeichen. Wären Sie da nicht genauso verzweifelt wie mein Vater? Herr Borgwart, ich beschwöre Sie, mir zu helfen. Vielleicht geht es um Leben und Tod!“

Borgwart stand wie vom Donner gerührt. Er schaute auf den Beleg in seiner Hand. „Ich helfe Ihnen gern, junger Mann, aber unter einer Bedingung: Der Inhalt unseres Gespräches bleibt hier in meinen vier Wänden.“

Franz richtete sich im Sessel auf.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Offizier der preußischen Armee.“

Überrascht schaute der alte Kaufmann auf. „Hab mir gleich gedacht, Sie könnten Soldat sein, immer schneidig und immer gute Haltung, aber den Preußen kann man Ihnen freilich nicht ansehen. Warum tragen Sie keine Uniform, junger Mann? Die Zeiten, wo den Preußen von Mecklenburgern nur Übles nachgesagt worden ist, sind längst vorbei. Jeder Bürger Rostocks ist stolz auf Leberecht Blücher und der trägt doch auch den Soldatenrock des Preußenkönigs.“

„Ich möchte den hiesigen Behörden mit meiner Uniform nicht aufdringlich und offiziell erscheinen, ich bin nur in eigener Sache unterwegs.“

„Ah, sehr gut, junger Mann, Ihre Einstellung gefällt mir. Kommen wir also auf Ihren Herrn Bruder zurück.“

Borgwart legte die Quittung wie unbeabsichtigt auf den Tisch, so dass Franz keine Mühe hatte, die Daten zu lesen und sich einzuprägen.

„Ich erinnere mich genau daran, weil er nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, mir am Montag seine Aufwartung machte, sondern schon am Freitag zuvor. Er war von gepflegtem Äußeren, aber mir fiel eine Unruhe auf, die nicht zu ihm passte.“

„Wie äußerte sich die?“

„Nun ja, er wischte sich dauernd mit einem Taschentuch übers Gesicht, als ob ihm heiß sei, aber an jenem Tag war es nachgerade kalt. Ich entsinne mich so gut, weil meine Tochter den Ofen angeheizt hat. Sie müssen bedenken, es ist mitten im Sommer gewesen. Ich schalt sie, teures Brennholz zu vergeuden. Die Ärmste friert immer so schnell, wissen Sie, bei ihrer zarten Konstitution ist das ja auch kein Wunder.“ Borgwart streichelte seine Nase und bei der Gelegenheit erinnerte er sich an die Schnupftabakdose. Er zog sie hervor und bot zuerst seinem Gast von dem fein geriebenen Tabak an. Franz wollte nicht unhöflich sein. Obwohl Schnupfen nicht zu seinen Gewohnheiten zählte, entnahm er eine kleine Menge des

dunklen Pulvers. Er sog die Prise von seinem linken Handrücken ein. Das anschließende Kribbeln war ihm unangenehm, aber er sah im Hinblick auf den Genuss, den es Borgwart zu bereiten schien, darüber hinweg. Sie wünschten sich gegenseitig ein „Prosit“, nachdem der Tabak seinen Tribut verlangt hatte.

Sichtlich zufrieden, seinem Gast und sich eine Wohltat bereitet zu haben, machte sich Borgwart anheischig, seine Schilderung fortzusetzen, doch Franz dämmte den befürchteten Redeschwall ein. „Ist Johann jemals in Begleitung zu Ihnen gekommen?“, fragte er.

„Im Kontor oder hier in meiner Wohnung erschien er stets allein, das gehört zu meinem Geschäftsprinzip, verstehen Sie, junger Mann! Ob jemand vor meinem Haus oder an der nächsten Ecke auf ihn gewartet hat, kann ich natürlich nicht ausschließen.“

„Könnte das nicht der junge Bursche wissen, der mich auf der Straße vor Ihrem Tor so freundlich in Empfang genommen hat?“

Der Prinzipal machte ein gequältes Gesicht. „Der junge Pries ist erst seit heute Morgen in meinen Diensten. Also kann er unmöglich irgendetwas beobachtet haben, das Ihnen dienlich wäre.“

Franz bemerkte die Abneigung des Prinzipals, seine Angestellten in die Sache einzubeziehen. Da er sein Ehrenwort gegeben hatte, verbot sich jede Ermittlung auf eigene Faust, etwa die Angestellten auszuhorchen. Dennoch wagte er einen weiteren Vorstoß: „Und den Vorgänger des jungen Pries? Könnten Sie den befragen? Vielleicht ist ihm ja irgendwelches zwielichtige Volk aufgefallen, das den hiesigen Behörden schon lange ein Dorn im Auge ist?“

Der Vorschlag schien zu gefallen, Borgwarts Miene wurde freundlicher. „Ja, das könnte ich, junger Mann!“, meinte er zuvorkommend. „Sie haben recht. Den Kampf des Magistrats gegen Hausiererei und ungenehmigtes Betteln will ich gern unterstützen und meine Erkundigungen einholen. Kommen Sie am besten morgen am Nachmittag hier vorbei. Sie treffen mich dann besser informiert an.“

„Ich danke Ihnen, Herr Borgwart! Ich wünsche Ihnen noch einen guten Tag.“

„Guten Tag, Herr von Klotz.“

Die Männer verbeugten sich und der Kaufmann, äußerst zufrieden darüber, das Depot noch nicht auflösen zu müssen, begleitete Franz noch bis an das Tor zur Straße.

11 Anatomie

Viel zu spät dachte Franz an die Auszahlung eines Betrages. Aber da er ohnehin für den nächsten Tag mit dem Kaufmann verabredet war, wollte er den Mann nicht länger von seinen Geschäften abhalten. Außerdem, so stellte er mit einem Blick über die Schulter fest, hätte Borgwart sowieso keine Zeit mehr für ihn gehabt: Ein Gespann mit starken Kaltblutpferden hielt vor dem eben verlassenen Kontorhaus. Das schwere Tor zum Borgwart'schen Heiligtum öffnete sich wie von Zauberhand und der Torweg verschluckte das Gefährt unter dem Rumpeln der Wagenräder.

Franz erinnerte sich, die Kaminuhr im Wohnzimmer des Prinzipals habe erst 10.00 Uhr und eine halbe Stunde geschlagen. Demzufolge blieb noch genügend Zeit, sich anderweitig in der Stadt umzusehen.

Hier draußen auf der abschüssigen Straße umging ihn ein frischer Wind – kein Vergleich zur Schwüle des Vortages. Die Straße belebte allerhand Volk, Alt und Jung trug zweckmäßige, mehr oder weniger saubere Arbeitsmonturen.

Vor links und rechts aufgereihten Speicherhäusern standen mit vielerlei Fracht beladene Handkarren und Pferdefuhrwerke. Fasziniert beobachtete Franz die halsbrecherische Gewandtheit der Arbeitsmänner. Sie nahmen die Kostbarkeiten aus aller Herren Ländern, die in Lastenaufzügen aufwärts gehievt wurden, im dritten, vierten oder sogar fünften Stockwerk in Empfang und verstauten sie in den Magazinen der altehrwürdigen Häuser. Pfiffe ertönten, wenn sich die Stauer im allgemeinen Tumult bemerkbar machen wollten. Man verständigte sich mit verabredeten Handzeichen.

Franz hielt sich in der Mitte der Straße. Er wollte nicht Gefahr laufen von herabfallenden Stauern oder Kaffeesäcken erschlagen zu werden. Er wendete sich in die entgegengesetzte Richtung des Warenstroms, dort vermutete er den Hafen.

Immer sorgsam der Vielzahl von Fuhrwerken ausweichend erreichte er schon bald eine breite Straße, die von West nach Ost verlief und mit Menschen und Gespannen verstopft war. In einiger Entfernung erhob sich ein schmaler hoher Kirchturm mit einem überaus imposanten Turmhelm. Franz konnte sich nicht erinnern, jemals ein ähnlich hohes Turmdach gesehen zu haben. Franz schritt zügig aus, schon bald öffnete sich vor ihm ein Torhaus im klassizistischen Stil, nicht etwa ein mittelalterliches Seetor, wie er vermutet hatte. Es trug eigenwillige Verzierungen auf dem Dach. Das neue Tor stand eingeklemt zwischen unansehnlichen Häusern unterschiedlichster Größe und Geschossigkeit. Eine Stadtmauer suchte Franz in diesem Stadtteil vergebens. Die aneinandergereihten Häuser erfüllten denselben Zweck.

Durch das Tor wehte ein ordentlicher Luftzug, der sich – vom Hafen her – durch die schmale Öffnung drängte. Franz hielt seinen Zylinderhut fest, der sonst unweigerlich den Rückweg in die Stadt angetreten hätte.

Kaum war er aus dem Schatten des Tores getreten, bot sich ein überwältigender Anblick. Vor ihm glitzerte die Wasserfläche der Unterwarnow, die in nordwestlicher Richtung träge dem Meer zustrebte. Der Wind hatte Schaumkronen auf die winzigen Wellen des Flusses gezaubert, die sich glucksend an den Rümpfen unzähliger Schiffe und Boote brachen. Möwen schaukelten in der steifen Brise und erspähten von ihrem luftigen Ausguck den einen oder anderen Leckerbissen, den man achtlos über Bord warf. Dann stießen die Vögel unter aufgeregtem Gezanke zielsicher ins Wasser, gerade noch rechtzeitig, um den begehrten Brocken vor dem Versinken zu bewahren.

Alle Straßen, die zum Hafen führten, zwängten sich durch enge Torhäuser, die, bis auf das gerade durchquerte, allesamt den Eindruck erweckten, schon bessere Zeiten gesehen zu haben.

Stabile hölzerne Brücken, die weit in den breiten Strom der Warnow hineinragten, machten den Übergang zwischen Wasser und Strand möglich. Die Landungsbrücken boten Liege- und Ankerplätze für sorgsam vertäute Schiffe und Boote. Einige Brücken waren außerdem mit mächtigen Dalben gesichert. Dort machten die größeren Schiffe fest. Franz fiel ein gedrungener hölzerner Ladekran ins Auge, der anscheinend mit Leichtigkeit große Ballen aus einem Schiffs-

rumpf an Land hievt. Ein Durcheinander von Masten, Rahen, gerefften Segeltuchs und Takelage hätte jeden unbedarften Betrachter verwirrt, so auch Franz.

Ein stetiger Strom von Schauerleuten trabte be- oder entladend zwischen Schiffen und Fuhrwerken hin und her. Franz suchte sich eine wenig frequentierte Brücke aus und hatte als müßiger Zuschauer Gelegenheit, die vertäuten Schiffe aus der Nähe zu betrachten. Der lebhaftige Wind trieb ihm den Geruch von Holzfeuern und Pech in die Nase. Was Wunder, wo auf mehreren Strandwerften Schiffsrümpfe gesäubert, ausgebessert, kalfatert, geteert und beschlagen wurden.

Franz schlenderte die Brücke entlang, doch er bekam selten Schifferleute zu sehen. Vielleicht verbrachten die Wachen ihre Arbeitszeit unter Deck. Den Großteil der Crewmitglieder vermutete er ohnehin in der Stadt. Im Hafenviertel gab es eine Unzahl von Schenken, deshalb nahm er an, die Fahrensleute verspannen dort ihr Garn.

Plötzlich überkam ihn die Vorstellung, Johann hätte an eben dieser Stelle gestanden, und habe – von Fernweh oder anderen fragwürdigen Umständen getrieben – eine Passage nach Hamburg oder Amsterdam gebucht, um sich von dort aus nach Amerika oder einem anderen fernen Kontinent einzuschiffen.

Elektrisiert von seiner Idee strebte er der Stadt zu, bereit, den Nächstbesten, der ihm über den Weg laufen sollte, auszufragen.

„Sagt mir, guter Mann . . .“, Franz packte kurzerhand einen Schauer beim Arm und trug sein Anliegen vor, „. . . wo kann ich erfahren, wer den Hafen als Passagier verlassen hat?“

„So ’n fienen wie du einer büst?“, wurde er gefragt.

„Ja. Jemand, der seine Passage gut bezahlen kann.“ Franz schaute den Mann erwartungsvoll an. Der musterte ihn ausgiebig von oben bis unten, jonglierte einen großen Priem auf der Zunge, spuckte einen hässlich braunen Schleimbatzen auf den Strand und ließ das unappetitliche Stück Kautabak in der linken Wange verschwinden.

„Weit ik nich“, brummte er zum Abschluss des wenig erbaulichen Gesprächs und ließ Franz einfach stehen.

Entnervt wandte sich Franz ab. Das Publikum, das vorbeihastete, war ähnlichen Kalibers wie der Bursche, der ihn gerade abgefertigt hatte. Franz zog die Schultern hoch und stapfte zerknirscht in Richtung Stadt davon, um seinen neuen Freund aufzusuchen. Er benutzte den Turm von St. Jakobi als Wegweiser, denn das Gotteshaus, das

hatte er sich gemerkt, stand in der Pädagogien-Straße, in der Doktor Ernst Ahrens praktizierte.

Er zog seine silberne Taschenuhr erst hervor, nachdem er das Hafenviertel verlassen hatte und stellte zufrieden fest, bis zur vereinbarten Stunde noch Zeit zu haben. Er entschloss sich, des Bruders Wohnung aufzusuchen. Vielleicht, so hoffte er, finde sich unter Johanns Papieren noch etwas Wichtiges. Das könnte er gleich mit Ernst besprechen. Die Theorie, die er im Hafen entwickelt hatte, erklärte hinlänglich die Abholung der 200 Taler, die Johann laut Borgwarts Beleg an einem Freitag an sich genommen hatte. Es war durchaus möglich, dass an diesem oder am nächsten Tag ein Schiff mit passendem Zielhafen ausgelaufen war.

Johanns Aufbruch war gewiss überstürzt gewesen, das bewiesen die zurückgelassenen Lebensmittel und Kleidungsstücke. Ungeklärt blieb jedoch immer noch die drängende Frage nach dem Warum.

Franz war so in Gedanken – er wäre fast an Nummer 15 vorbeigelaufen. Mudder Schultzen geriet jedoch in sein Blickfeld. Sie war damit beschäftigt, den Rinnstein vor ihrem Haus zu säubern. Dabei fegte sie den Unrat lediglich bis zum Nachbarn. Aber da es alle so hielten, musste das unangenehme Konglomerat früher oder später am Ende der Straße ankommen. Den Zeitpunkt der Ankunft bestimmte lediglich die Empfindlichkeit der nachbarschaftlichen Nasen. Der Stadt fehlte ein erlösender Gewitterguss, der den Staub und den Dreck aus den Gossen einfach mit sich fortreißen würde.

Franz lüftete kurz den Hut und nickte zu seiner Wirtin hinüber. Er war für einen Straßenplausch nicht in Stimmung, wollte keine Zeit vergeuden und hoffte tatsächlich, ungeschoren an der alten Dame vorbeizukommen. Doch er hatte die Rechnung ohne den Wirt beziehungsweise die Wirtin gemacht.

„Ach, Franz! Schönen Tag auch.“

Franz nickte ein weiteres Mal, aber er blieb nicht stehen, denn dann hätte er ihr Gelegenheit zum Tratschen gegeben. Sie ließ sich jedoch nicht so leicht entmutigen und rief ihm beiläufig hinterher: „Heute war Besuch für Johann da.“

Franz blieb wie angewurzelt stehen, dann fuhr er herum. Erschrocken über die jähe Wendung und seinen starren Blick wich Mudder Schultzen zurück.

„Wer?“, brachte er kurz angebunden heraus.

Mudder Schultzen trat noch einen Schritt zurück. „Was weiß ich, hat sich bei mir nicht vorgestellt“, erwiderte sie patzig, die zwei Schritte Abstand hatten ihrer Selbstsicherheit aufgeholfen.

Franz' Gesichtsausdruck veränderte sich und Mudder Schultzen griff fester nach dem Besenstiel. Er konnte sich sehr gut vorstellen, wie sie mit dem Gast umgesprungen war, dazu brauchte er nur an den eigenen Empfang zu denken. Jedoch die Situation erschien ihm grotesk. Ihre Finger krampften sich um den Besenstiel, als ob sie ihn gleich als Verteidigungswaffe gegen ihren finster dreinblickenden Untermieter schwingen müsse. Franz lächelte bei der Vorstellung. Es schien sinnvoller, sich aufs Bitten zu verlegen.

„Könnten Sie ihn mir beschreiben? Hat er etwas ausgerichtet oder eine Nachricht hinterlassen; bitte erinnern Sie sich, es ist sehr wichtig für mich.“

„Wieso er?“

„Wie meinen?“ Franz war irritiert.

„Wieso glauben Sie, es sei ein ‚Er‘ gewesen?“

„Es war eine Frau?“ Erfreut und erstaunt zugleich machte Franz einen Schritt auf die Wirtin zu und schaute sie aufmunternd an. Als sie immer noch nichts sagte, hakte er nach. „Was hat sie gesagt? Will sie gelegentlich wiederkommen?“

Mudder Schultzen zog nur die Schultern hoch und ihre Mundwinkel herunter.

Verdammt, fluchte Franz in sich hinein, was musste ich auch in der Stadt herumtrödeln. Wäre ich hier gewesen, dann wäre mir Johanns Schicksal über den Weg gelaufen.

Er ballte seine herabhängenden Hände zu Fäusten.

Gleich darauf betrachtete er die Angelegenheit von einer anderen Seite. Wenn Johanns Liebschaft, denn dafür hielt er die Unbekannte, noch in Rostock war, blieb die Frage offen, weshalb der Bruder ohne sie aufgebrochen war. Die Sache wurde immer verworrener. Franz wollte schon fragen, ob das Mädchen schwanger sei, selbst auf die Gefahr hin, die Wirtin einweihen zu müssen. Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, dass er gar nicht mitbekam, was sie noch daherplapperte.

Auf seine Bitte hin wiederholte sie ihre Bemerkung schmallippig: „Es war eine Betschwester.“

„Was?“

„Mein Gott, rede ich hindustanisch? Eine vom Kloster, haben Sie es jetzt begriffen!“ Verärgert winkte Mudder Schultzen ab und wendete sich ihrer Arbeit zu.

Darauf konnte Franz sich überhaupt keinen Reim machen. Hatte Johann sich in eine Nonne verliebt? Rührte daher die Geheimniskrämerei und die Scheu, Kontakt mit der Familie aufzunehmen?

Wollte das Mädchen sich nicht von seinem Gelübde entbinden lassen? Hatte sie Johann in ein seelisches Chaos gestürzt? Das war möglich, aber nach Franz' Meinung nicht sehr wahrscheinlich.

Der Sekretär, dachte er, ich muss den Inhalt des Sekretärs durcharbeiten. Jedes Blatt Papier könnte wichtig sein.

In der Wohnung rückte er sich den Stuhl zurecht. Er öffnete die Schreibplatte so vorsichtig wie ein Grabräuber einen verstaubten Sarkophag, zog seine Taschenuhr hervor und legte sie neben sich, damit er die Zeit nicht vergesse.

Gestern hatte das Rezept seine Aufmerksamkeit von den anderen Aufzeichnungen abgelenkt. Aber noch vor dem Einschlafen war er zu der Einsicht gelangt, jedes einzelne Schriftstück eingehend studieren zu müssen. Er nahm ein Kästchen heraus, in das er bisher nur hineingeschaut hatte. Beim Herumkramen fiel ihm ein zusammengefalteter Brief ins Auge. Er glättete den Bogen.

„Volltreffer!“, rief er erfreut und vertiefte sich aufgeregt in die Lektüre eines Liebesbriefes.

Liebster Johann,

wie sehr genieße ich die Stunden der Zweisamkeit mit Dir und wie quälend empfinde ich jedes Mal den Verlust Deiner Gesellschaft. Ich träume davon, vogelgleich, auf den Schwingen unserer Liebe, in ein Land zu fliegen, in dem niemand Anstoß an unseren Gefühlen nimmt. Jedoch auf Erden wird es ein solches Land nicht geben. Und doch kann ich nicht von Dir lassen. Nicht von Deinem Körper und

“

“

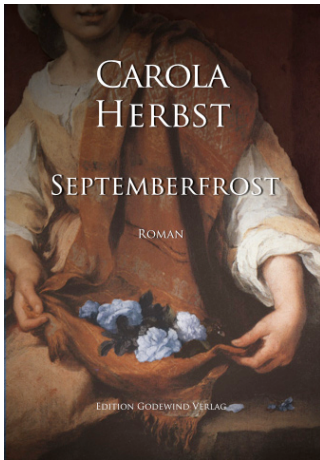
"/"Gpf g'f gt 'Ngugr t qdg"/

“

Lgy\ v'dgungmp<\$Y gkäg'I gj glo pkug\$'xqp'Ect qrc 'J gt dw

942'Ugkxp."J ctfeqxt

KUDP <; 9: /5/; 62428/48/:"



Septemberfrost

von Carola Herbst

ISBN: 978-3-940206-28-2

720 Seiten, Hardcover

Preis: 24,90 €

Im Jahre 1816 ist Napoleons Schatten verblasst. Der preußische Dragonerleutnant Franz von Klotz wird mit einer geheimen dienstlichen

Mission betraut, doch bevor er zu deren Erledigung aufbricht, verlegt er auf dem Gut seiner Vorväter im Mecklenburgischen einen Urlaub. Der Landaufenthalt an der Seite von Schwester Johanna und Baroness von Plessen wird jedoch von Ereignissen überschattet, die größte Bedeutung für Franz und die Liebe seines Lebens erhalten sollen. Auch die Suche nach dem verschwundenen Bruder gibt immer mehr Rätsel auf.